

Der Herr Kollegienrat und der alte Dessauer.

Ein lustiges Gespräch aus alter Zeit von Hans Kunge-Braunschweig.

(Nachdruck verboten.)

Ein fast vergessenes Gespräch vom Fürsten Leopold von Dessau, im Vollstunde genannt „der alte Dessauer“, verdient aus meiner alten Truhe hervorzuholen und von neuem erzählt zu werden.

Leopold von Dessau, der bekannte Heerführer unter Friedrich dem Großen, der Sieger von Melsdorf, war nicht nur ein trefflicher Soldat und erprobter Saubeger, sondern half auch dort gern aus, wo besondere Sorgen im bürgerlichen Leben Müt, Entschlossenheit und tatkräftige Hilfe erforderten. Einst, als in Berlin ein Großfeuer wüthete, das nach stundenlangem Arbeit der Feuerwehren noch nicht gelöscht war, erschien auch der alte, ruhmgeliebte Dessauer auf der Brandstelle, warf kurz entschlossen einige hundert Uniformstücke auf die Seite und beteiligte sich mit Wort und Tat an der Löscharbeit.

Als die Berliner sahen, daß der vollständige Dessauer mit an der Spitze stand, aus Leibsträßen pumpte und mühsige, umherbiegende Gassen an die Arbeit schickte, verdoppelte sie ihre Kraft, und alsbald war die größte Feuersgefahr abgemindert.

Da ging stolzes Hauptes, Blide befriedigter Neugierde auf die Brandstelle wandte, der Berliner Kollegienrat Förber vorbei. Vor dem im Schweiß seines Angesichts pumpenden Fürsten blieb der Herr Kollegienrat stehen.

„Hört Er auch mit zur Bürgerfeuerwehr?“ fragte verwundert Förber, der den alten Dessauer nicht kannte.

„Aber Er hier kein Blöck!“ entbalt: Er lieber ein geschickter Mann, als Maulaffen seinhalten: Selbe Er mit pumpen!“ rief grinnend der Fürst.

„Was fällt ihm ein, Er anzüglich, neugieriger Patron! Ich soll mit pumpen? Ja? Wenn Er vielleicht nicht, wer ich bin? Wenn Er noch nicht an diesem Ort sieht, so mag Er hören: Ich bin der Kollegienrat . . . der Herr Kollegienrat Förber! — Er dreimal neugieriger Mensch, Er!“

Da ließ der alte Dessauer wutentbrannt den Pumpenköpfele fahren, ergreif ein hölzernes, füllte ihn mit nicht gerade klar aussehendem Wasser und goß es dem gepuderten und gewöhnlichen Kollegienrat mit den Worten über den Kopf: „Nun, damit Er esogleich erfährt, wer Ich getauft hat: Es war Fürst Leopold von Dessau!“

Die Siebenmeilenstrümpfe.

Ein Oberdorfer Märchen von Alice Verend.

(Nachdruck verboten.)

Wenn man von Oberdorf über den Freiberg, vorbei am stillen Freiberger nach Wylau wanderte, merkte man auf halbem Wege zu seinem Schreien, mitten in der Einsamkeit der grünen Wälder, am Bergabhange einige einzelne bewohnte Häuser. Die Oberdorfer nannten die Bewohner dieser Häuser „Hottend“, „Gebirgsesel“. Aber ebenso wie der Esel nicht nur ein sehr mühsames, sondern auch ein sehr kluges Tier ist, so konnten es auch diese „Gebirgsesel“ an Fleiß und Geschicklichkeit mit jedem Oberdorfer aufnehmen. Sie führten wohl ein hartes und entbehrungsreiches Leben, aber wer hier vorüberging, der hörte stets Geläch, Zither oder Harmonikspiel die einsame Stille durchbrechen. Die Kinder hier waren froher als irgendwo die Kinder.

Die Liebe des jungen Stillfried.

Roman von Hermann Wagner.

(18. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Was morgen sein würde, das war nicht so ganz sicher. Wer dagegen morgen nicht mehr sein würde, das stand fest: nämlich Stillfried!

Herr Siegfried Aman klappte mit einem jähen Rud zusammen wie ein Hump-Lamm, mit dem Wind, aber nicht mehr regiert. „Wie können Sie nur,“ rief er, „wie können Sie nur glauben . . .“

Matthias Kampfmeyer packte ihn mit einem festen Griff vorn an der Weite. Zwei Knöpfe ergriffen augenblicklich die Flucht, sprangen los und fielen zu Boden.

„Kennen Sie die Flora?“

„Nein, Herr Siegfried, Aman kannte die Flora nicht, und er hatte auch nicht die mindeste Neigung, sie kennen zu lernen. Die B. kannte ich. Mit dir, mit ihm den Bräutigam, den ich wollte. Im stillen bewunderte er Stillfried. Woher der Junge nur die Couragge nahm, mit einem Menschen wie dir jem. anzubind. . .“

„Nein,“ lächelte Herr Siegfried Aman, indem er mühsam nach Atem schnappte, „Wenn mein Sohn — das getan hat, was — was Sie sag. n, dann — dann hat er es — ohne mein Wissen, — ohne mein Wissen und ohne meine Billigung — getan . . .“

„Das ist Ihre Glück,“ brüllte Matthias Kampfmeyer, indem er Herrn Siegfried Aman wieder losließ, „ich hätte Sie sonst —“

„Umgebracht,“ ergänzte Herr Siegfried Aman bei sich im Gedanken, „das steht fest!“

Er brachte nun eilig den Tisch zwischen sich und den eifersüchtigen Ringlumpen und war für den Fall, daß Matthias Kampfmeyer ihn noch ein zweites Mal anfassen sollte, sehr empfindlich, sofort die nächste Polsterkante zu alarmieren.

So war es lange Zeit gewesen. Bis ein sehr böses Jahr kam, härter und fälter als alle die schon vorher. Das holte manchen fort und so nahm es auch einen Mann und eine Frau davon, die zwei kleine Kinder allein in der Welt lassen mußten. Zehn Jahre war Marie und wenige Monate erst ihr kleines Brüderchen, und nichts blieb den Kindern als die kleine Hütte, in der sie wohnt. Was zum Leben gehörte, hatte der Vater im Walde verdient und die Mutter durch Strümpfstricken. Ein großer Kasten Wolle lag noch wohlverpackt im großen hundertmalen Schrank. Marie konnte zu seinem großen Schatz nur heranzu, wenn sie auf einen Stuhl stieg. Um an den Herd zu reichen oder brauchte sie nur einen niederen Schmel als Hilfe und sie verstand es längst, die Suppe für sich und den Bruder zu kochen. So kam es ihr gar nicht anders in den Sinn, als daß nun sie für das Brüderchen sorgen mußte. Als die Nachbarn die Kinder nach Oberdorf schickten und Stogel für sie zahlen wollten, lächelte sie nur und schüttelte den Kopf.

Sie sagte, daß die Mutter im Himmel wohl sehr teuerlich sein würde, wenn der kleine Sebastian zu fremden Leuten müße und sie selbst hier auf Erden ebenso. Und sie kletterte zum Schloß am Schranke, öffnete ihn, holte einen großen Ballen und sagte, daß sie nun wie die Mutter jeden Tag ein Paar Strümpfe stricken werde. Das würde genug Verdienst sein für Sebastian und sie, denn nun sparte man ja Tabak und Bier und Kaffee.

Der Amtsdienner, der den heißen Weg hinaufgegriffen gekommen, um die Kinder zu holen, fand mit weitaugesperrtem Mund vor diesem dreifährigen Mädchen, das ebenso genau wußte, was es wollte, wie seine eigene Hausfrau daheim, die auch immer Recht hatte. Er wagte gar nichts zu erwidern, sondern sah sich ganz dumm um in der blühenbereu Hütte und fragte nur noch, ob Marie denn auch wirklich schon gewandt genug im Stricken wäre. Aber da suchte ihm Marie so nah mit dem neuen Strümpfe vor den Augen herum — natürlich nur damit er besser sehen könne — daß er aus Angst, die fünf langen blanken Nadeln könnten ihm die Augen ausstechen, eiligt davonlief.

Zu Geduldgaben hatten sich die Oberdorfer nicht im Gedächtnis. So hörte also niemanden, daß Marie in ihren schweren Flößen die Tage der Wochen gingen auch ruhig dahin. Aber der Samstag war für Marie ein schwerer Tag. Da galt es die fertigen Strümpfe der Woche unten im Dorf abzuliefern. Sie mußte dann das Brüderchen allein in der einsamen Hütte am Berge lassen und wenn sie auch noch zu eile, — drei Stunden Wegs war es immer.

Nach Marie zum dritten Mal in ihrem schwarzen Frauenkleid, den Rücken voll Schwaren und neuer Arbeitswolle auf dem Rücken und einen kleinen Humpelmann für das Brüderchen in der Hand, den steilen Berg hinaufsteig, wurde sie von einer großen fremden Frau angerufen. Die sagte mürrisch, daß man bei solcher Hitze nicht so laufen dürfe, sonst würde die Mutter zu Haus tüchtig schelten. Und sie suchte nach ihrer Tasche, wozu sie, wie Marie mit Stauern zusah, sieben bunte Nadeln aufheben mußte, und schenkte Marie eine Tüte voll süßer Plätzchen. Dafür sollte sie neben der fremden Frau gehen und ihr ein wenig helfen Kamilien zu pfücken.

Marie machte einen höflichen Knick und sagte, daß sie sich die Plätzchen lieber nicht verdienen könne. Nicht weil ein gutes Mädchen aus Oberdorf aus der Ferne ließe sie ausweichen würde, sondern weil jemand auf sie wartete, der noch gar nichts sprechen konnte. Und schnell erklärte sie der fremden Frau, daß sie die Mutter ihres Brüderchens sei und warum sie so eilen müsse. Darauf war sie davon geschrien, ohne daß die Frau noch etwas hätte antworten können und um wenig später zeigte der Rauch aus dem Schornstein der kleinen Hütte, daß Marie die Abendstunde für das Brüderchen auf dem Herd hatte.

„Wie gesagt,“ flücherte er, „ich bin, — ich bin unschuldig an der Sache, Und was, — was meinen Sohn betrifft, ja, — so bin ich der Meinung, daß, — daß man doch auch auf gütlichem Wege —“

Matthias Kampfmeyer ließ ein Lachen aus. Ein Lachen, gegen das das bekannte homerische Glächter nur ein zartes Säulen war. So wie Matthias Kampfmeyer lachte, lachte wohl nur der Teufel.

„Auf gütlichem Wege? Kei! Solche Sachen erlebige ich gar anders! Soll ich Ihnen zeigen, wie?“

„Nein!“ wehrte Herr Siegfried Aman entsetzt ab.

Aber Matthias Kampfmeyer zeigte es ihm dennoch. Er reichte das linke Bein hart vor das rechte und nahm mit geballten Fäusten eine Vorgestellung ein. Dann griff er, als lange er nach dem Weller, mit beiden Händen in die Luft. Da hatte er auch den Gegner jäh. Er hatte ihn und hielt ihn mit einem Griff fest. Der arme Stillfried konnte sich nicht mehr rühren. Und jetzt bestellte ihn Matthias Kampfmeyer. Beutelte ihn zwei, drei Minuten hin und her, hob ihn dann in die Höhe und schleuderte ihn zu Boden, daß es nur dumpf tatstzte. Da lag nun Stillfried, und man stamm und tödlich und räthete sich nicht mehr. Er hatte es überstanden.

„So,“ sagt Matthias Kampfmeyer, „so mache ich das. Was dann von Ihrem Sohn noch übrig ist, das können Sie vom Boden auflesen, in ein Schwupfnach tun und heimtragen. Viel wird es nicht sein . . . Guten Morgen!“

„Guten Morgen!“ sagte auch Herr Siegfried Aman und sah dem klobigen Kerel, das sich durch die Tür aus dem Zimmer schob, klopfenden Herzens nach.

„Gott,“ dachte er, „hat mir meine Frau den einzigen Sohn zu dem Zwecke geboren, damit er unter solchen Umständen elendig umkomme, — unkommt in der Blüte seiner jungen Jahre?“

Auch der kleine Mann darf zuweilen die Früchte seines Stolzes pfücken. Die himmlische Gerechtigkeit will es manchmal, daß ein Größter sich zu einem Kleinen senken muß, um daß der Kleine dann nicht ohne eigenes Gebi-

Am nächsten Samstag machte sich Marie ein wenig später als sonst auf den Weg. Da war eine böse Biene gewesen, die immer aus neue vom schlafenden Brüderchen hatte verjagt werden müssen. Dazu war es noch heißer, als jemals und beim Krämer mußte sie diesmal lange warten, denn ein Korb voll Kirchengeld wurde dort gekauft. Marie hatte denn auch ein wenig davon gekauft, aber sie waren teuer. So verfiel ihr diesen Wunsch auf den nächsten Sommer, wo das Brüderchen schon würde mitessen können.

Die Dunkelheit war nicht mehr fern, als Marie endlich wieder die Schwelle ihres Häutgens überschritt. Ihr erstes war zum Brüderchen zu eilen, gewiß hatte es lange vergeblich geschrien. Aber nein, es lächelte und Marie glaubte nicht recht zu sehen, es war auf sie neue gewickelt. Seine Wäsche aber hing gewaschen über den Speichen am Herd. Und was war das? Auf dem Herd war das Süßchen gekocht und auf dem Tisch stand ein Teller hoch mit Kirchengeld. Was aber das merkwürdige war, an ihrem Strümpfen war genau so viel weitergestrickt worden, als hätte sie die ganze Zeit, wo sie fort gewesen war, daran gearbeitet.

Am nächsten Morgen ließ sie den Weg zum nächsten Nachbarn, und dann zum anderen, niemand wußte etwas von Wäsche, Kirchengeld, Strümpfen. Niemand wollte in ihrer Umgebung bei ihr gewesen sein. Samstag hatte man mehr als genug selber zu tun. Marie mußte geträumt haben.

Bis wieder der Samstag kam, glaubte sie selber das Ganze geträumt zu haben, aber sie war doch neugierig, wie sie heimkehrte, ob wieder ein Wunder geschehen wäre. Und richtig — das Brüderchen war besorgt, die Suppe gekocht, wieder war der Strümpfen ein großes Stück gewaschen und auf dem Tisch stand diesmal ein großes Stück Torte. So ging es nun jeden Samstag. Die ganze Woche freute sich Marie schon auf die Lieberabingung, die diesmal auf dem Tisch liegen würde. Den fremden Menschen erzählte sie es nicht. Denn man lachte sie aus. Man sagte, Kinder brauchen Märchen, wenn sie ihnen niemand erzählt, dann denken sie sich selbst welche aus.

Eines Tages, als Marie sich ganz besonders geeilt hatte, fragte sie die wenige Schritte vor ihrem Haus die fremde Frau, wo sie schon einmal begegnet war. Diese hielt sie an und fragte, wie es ihr ginge. Marie lächelte und blüchtig sagte sie dieser Fremden doch von dem Samstagmutter zu berichten und daß sie sonst zu niemanden davon reden könne, weil man sie darum auslache und niemand ihr glauben wolle.

Die fremde Frau glaubte ihr sofort. Sie sagte, die Welt wäre auch heute noch von Wundern voll, man müsse nur an Wunder glauben können. Sie solle ihr Geheimnis nur für sich behalten und vor allen Dingen, nie berühren nachzuforschen, wer der gute Geist wäre. Und sie erzählte Marie von den Heilmitteln, die auch nie wieder bekommen waren, als man sie einmal bei ihren guten Werken heimlich beobachtet hatte. Denn wer von Herzen Gutes tut, will nichts davon bekannt werden lassen.

Marie dankte der fremden Frau und folgte genau ihren Worten.

So verging Jahr für Jahr. Selbst an den harten Winterzeiten kam der gute Geist in die Hütte, sobald Marie ins Dorf geht. Bis das Brüderchen zu groß geworden, daß es in die Schule mußte. Da beschloß Marie, ihr einen Bergens die elterliche Hütte, die nun auch banalig geworden war, daß kein gesundes Wohnen mehr darin war und zog nach Oberdorf, wo sie eine Strickhülle eröffnete, denn weit und breit lobte man ihre Strümpfe. Man nannte sie die Siebenmeilenstrümpfe, weil man so weite Wege darin gehen konnte, ohne daß sie ein Loch bekäme.

Von jenem geheimnisvollen Geist hörte Marie nun nur noch ein einziges Mal in ihrem Leben: als sie heiratete, da lagen, als sie aus der Kirche in ihr neues Heim kam, fünf goldene Stricknadeln auf ihrem Nähtisch am Fenster.

benutzt auf den besten Plätzchen zeigt und sagt: „Bitte, nehmen Sie Platz!“ Und der Große zeigt sich dann und spricht durchwegs bescheiden mit dem Kleinen, der gönnerhaft zuhört . . . O ja, auch das kommt mandymal vor.

Emil Knebel war der Kleine, und Tobias Lunte war der Große, und doch war Tobias Lunte zu Emil Knebel gekommen, und nicht Emil Knebel zu Tobias Lunte. Das Schicksal hatte es so gewollt. Denn das Schicksal meinte es dann und wann auch gut mit dem Kleinen.

„Lieber Knebel,“ sagte Tobias Lunte zu Emil Knebel, „ich komme da in einer Sache, — na, Sie wissen schon . . .“

Gewiß, Emil Knebel wußte schon. Er nißte daher nur bedächtig mit dem Kopf. Er hatte ja jetzt Urache, stolzbedächtig mit dem Kopf zu nicken, wenn von seiner Tochter die Rede war. Er stand diese nicht schon so gut wie vor der Hochzeit mit einem Mann, der erster Verführer bei der A. C. H. war?

Ach, Herr Tobias Lunte sollte es sich doch lieber ersparen, von diesem Jungen Herrn Stillfried Aman zu reden, der für die Familie Knebel längst abgetan war. Kein Mann trachte mehr nach ihm. Und Emil Knebel lächelte höchstens nachsichtig, wenn dieser Mann rein zufällig einmal erwähnt wurde.

„Die Sache ist uns leider ernst,“ sagte Tobias Lunte. „Der Junge ist seit drei Tagen spurlos verschwunden. Wir vermuten, daß vielleicht Ihre Güte uns jagen . . . nun, wo er sich aufhält.“

So, so, — verschwunden war also der Junge, ausgerissen, durchgebrannt? Na ja, mit den Kindern hat man so seine Sorgen. Aber die Güte, — nein, die hatte Gott sei Dank mit der Sache nichts zu tun. Die Güte hatte ganz andere Sorgen, denen die Fremden waren. Denn die Güte war ja — wissen das Herr Tobias Lunte noch nicht? — so gut wie verlobt!

„Verlobt?“ hauchte Tobias Lunte. „Ihre Güte?“ Emil Knebel nickte. „Verlobt, Herr Lunte, — ja, ja! Mit einem ganz anderen Mann als wie mit Herrn Stillfried, mit einem Mann, dem man die Ehlichkeit ist“

Mariele glaubte wohl zu verstehen, was sie bezeugen. Sie sollte den alten Nihil im neuen Heim nicht begründen. Und das tat sie auch nicht. Sie wurde die Ähne des fleischlichen Beschlages in Oberdorf, das noch heute die goldenen Stricknadeln wolleverarbeitend aufbewahrt und unter sich immer dem braunen Mädchen weitervererbt. Und wer sie sehen will, dem werden sie auch gezeigt. Aber er muß an Wunder glauben können.

So hatte es Mariele bestimmt, als sie mit neunundachtzig Jahren das goldene Strickzeug aus der Hand gelegt hatte, um, wie sie sagte, ein kleines Schloßchen zu machen.

Stück und Aufführung.

Von
Dr. Wilhelm von Scholz-Entgari.

(Nachdruck verboten.)

Man wird mir vielleicht einwenden, daß ich etwas allzu Bekanntes sage, wenn ich als die Elemente in der Wirkung eines Theaterabends das Stück und die Aufführung nenne. Und trotzdem aber diese Tatsache gewiß niemand im Zweifel ist, schreit mir doch, daß hier noch manche Fragen liegen, manche Probleme, ohne deren Kenntnis und Beachtung der Zuschauer nicht klar zu erkennen vermag; welcher Anteil in der Wirkung eines Theaterabends gebührt dem Stück und welcher der Aufführung?

Das wäre an sich gleichgültig. Stück und Aufführung sollen zu einem einheitlichen Ganzen verschmelzen und für den ersten unmittelbaren Eindruck gewiß nicht voneinander zu trennen sein. Nun ist aber das heutige Theaterpublikum kein naiver Zuschauer mehr. Es hat sich in größeren Teilen des Publikums Ablehnbarkeit für das Theater und damit auch eine gewisse Kennerhaftigkeit herausgebildet. Zum Theaterpublikum gehört eine, bei all ungenügenden Bühnen nicht einmal mehr sehr kleine literarische Gemeinde, die von der Dichtung aus zum Theater kommt. Und ebenso haben in Deutschland eine Reihe bedeutender Spielleiter, besser gesagt „Intendanten“ und auch die hervorragenden Einzeldarsteller ihre Gemeinden.

An die Stelle des naiven Eindrucks ist immer mehr das bewusste Urteil getreten. Und für das bewusste Urteil, das nun Anerkennung oder Mißbilligung ausdrückt, das lobt und tadelt, ja fast Diktieren wie Darstellern das Bestenrecht auf der Bühne verleiht oder abspriht, muß die für den naiven Eindruck untrennbare Einheit von Stück und Aufführung in ihre Elemente zerlegt werden, damit nicht zum Beispiel der Dichter ein Lob empfangt, das dem Darsteller gebührt, oder einen Tadel, der zu Recht den Spielleiter trifft, damit nicht umgekehrt den Darstellern das Verdienst des Dichters zugeschrieben werde. Wir alle wissen, daß z. B. der zweite Aktstück von „Kabale und Liebe“ eine so elementare Kraft hat, daß er heute noch in jeder Aufführung, sei sie gut oder schlecht, einen hervorragenden Beweiskraft ausübt, der dann regelmäßig den Darsteller des Ferdinand vor die Kampe rückt, — weshalb der Ferdinand eine so beliebte Rolle für Anstellungsverhältnisse ist.

Das Beispiel von „Kabale und Liebe“ weist uns auf eine Gruppe von Stücken hin, bei denen die deutliche Unterscheidung von dem, was im endgültigen Eindruck eines Theaterabends Verdienst der Aufführung, was Verdienst des Stückes ist, leichter erkannt werden kann: die klassischen Werke. Sie sind als Dichtungen und einem großen Teil des Publikums auch als feineren Aufführungen bekannt. Vergleichsmöglichkeiten sind gegeben, in denen die Grundfrage, das Stück, sich gleichfalls, die Inszenierung und die Darsteller zeigen. Wobin kann man sich leichter ein Urteil darüber bilden, welchen Anteil die einzelnen Elemente des Theaterabends an seinem endgültigen Ergebnis haben.

Wesentlich anders liegt der Fall bei Erstausführungen oder gar bei Uraufführungen. Bei Erstausführungen anderwärts schon geübter Stücke sind auswärtige Pressestimmen und sonstige Nachrichten über das Stück bereits ins Publikum gelangt und unterstützen den Zuschauer darin, wenigstens annähernd richtig zu urteilen. Ebenso, wie belläufig bemerkt, ja auch Spielleitung und Darstellungen durch die Erfahrungen einer anderwärts bereits gesehene Aufführung unterstützt werden. Sie kann Mißgriffe vermeiden, richtiggefundenejenige Momente abzeichnen, den angelegenen Stil, wenn er sich als wesentlich richtig erwiesen hat, mußig noch im Schritte vertiefen und verdeutlichen. Von höchster Wichtigkeit aber wird ein

höheres Unterscheidungsvermögen im Publikum zwischen Stück und Aufführung bei Uraufführungen, bei Aufführungen, in denen ein neues Dichtwerk am allererstenmal auf der Bühne lebendig dargestellt wird, für die keine Vorbilder, keine Erfahrungen vorhanden sind. Hier liegt die Gefahr durchaus im Bereich der Möglichkeit, daß eine falsche Bewertung, eine falsche Art der Inszenierung, eine mißlungene Darbietung die Wirkung des Stückes gänzlich fälschen und sogar vernichten kann. Und das ist im allerersten Wahren der Bühne schon gelegentlich begegnet. Ich erinnere an die berühmte erste Inszenierung von Kleists „Zerbrochenem Krug“ durch Goethe, bei der Goethe das Stück in die Höhe schickte und ihm einen Mißerfolg bereitete, der dieses Wert, welches heute zum ersten Bestand unserer Bühne gehört, zu Anfang des 19. Jahrhunderts lange in seinem Wege über die Bretter behinderte.

Damit die Theatergemeinde, in deren Hände das Schicksal so manches neuen Werkes gelegt ist, deren Verfall oder deren Beförderung in doppelter Beziehung verhängnisvoll werden kann, sowohl wenn sie etwas Schlechtes fördert, wie wenn sie etwas Gutes vernichtet, immer mehr befähigt werden, klar und richtig zu urteilen, sei hier einiges angedeutet, was die Bildung eines klaren Urteils erleichtert. Dabei soll nicht einem Zeugnis des naiven einheitlichen Eindrucks des theatralischen Gesamteindrucks das Wort geredet werden, daß jeder ernste Theaterbesucher, während er sich nach dem Eindruck hingibt, doch die Kennzeichen aufsucht, an denen ihm der Wert des Stückes und der Wert der Aufführung, ebenfalls sobald der Vorhang gefallen ist und der Gesamteindruck sich in ihm färbt, deutlich wird.

Als erstes und wichtigstes Gebot gilt: Sieh nicht nur, sondern höre auch! Nimm die Worte nicht nur wie die erklärenden Texte, Briefe, Zeitungsausschnitte usw., die zwischen die Bildreihen des Films eingeschaltet werden, als eine Erklärung für die Vorgänge, die du siehst, sondern höre sie als eine zusammenhängende Dichtung, höre sie wie die Hauptstimme im Orchester, die der Musikstimmener auch bei der stärksten verwirrenden Instrumentation nicht aus dem Ohr läßt und als zusammenhängende deutliche Linie in seinem Bewußtsein festhält. Wer dieses Hören lernt, wer es tadelt, bis es ihm allmählich ganz zur Selbstverständlichkeit geworden ist, der ist schon sehr gefähigt dagegen, in seinem Urteil die Bestimmung von Darstellung und Inszenierung über die Dichtung mitprägen zu lassen. Und das, trotzdem es ein nicht unwichtiges Kriterium für ein Drama ist, daß es für Inszenator und für den Darsteller gleiche Möglichkeiten bietet, mit ihrer besonderen Kunst zu glänzen.

Literatur.

Germaine von Staël. Von Ida Vogt-Ed. — Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart und Berlin.

Ihren allgemein als hervorragend anerkannten psychologischen Studien über Charolotte von Kalb und Charlotte von Stein läßt Ida Vogt-Ed nun eine weitere über Frau von Staël folgen. Und was von jenen beiden gibt, daß in ihnen das Seelen- und Liebesleben probematischer Frauen gestaltet mit dem bewundernswerten Einfühlungsvermögen erhaucht und mit hoher künstlerischer Kraft gestaltet wurde, trifft auch auf dieses neue Werk zu. Frau von Staël, die sich als unerlösbare Gegnerin Napoleons I., als glühende Verehrerin Goethes und Schillers, als Dichterin und Schriftstellerin einen unermesslichen Namen gemacht hat, erhebt im Spiegel dieser Darstellung mit allen Schwächen ihres fast übertriebenen Weltens als die gewaltige Frau, die die Augen des ganzen damaligen geistigen Europas auf sich zu lenken wußte. Gerade für uns, die wir unter ähnlichen politischen Umstände stehen, ist die Geschichte dieser lebensfähigen, freisinnigen, freimütigen Freundin des französischen Imperialismus von höchstem Wert und lebendigster Aktualität.

Hans Jöbstl, Kreuzweg. Roman. I. bis 20. Kapitel. Umschau und Einbandverlag von Erich Schilling, Verlag von Albert Renger in München.

Dieser neue Roman zeigt Hans Jöbstls elementare Dichterkraft zu schäner und abgeklärter Reife gediehen. Kaum ein anderer Autor unserer Tage hat den Kern der brennendsten Gegenwartprobleme — des sozialen und des religiösen — so in ihrer Tiefe erfaßt und so lebensfähig zu ihnen Stellung genommen, wie Jöbstl es in diesem Buche tut. Im „Kreuzweg“ stehen sich zwei Freunde, ein Arzt und ein Apotheker, idyllisch gegenüber als Träger zweier Weltanschauungen, die auf keinem Dogma und keiner erkälten Theorie

gründen, sondern bei jedem aus dem eigenen Leben gewonnen wurden. Ihr Ziel ist das gleiche. Während es aber der Apotheker (er lezt als Ritter des Eisernen Kreuzes erste Klasse aus dem Kriege zurück und gilt als Volksheld) auf dem weiten Umwege über Rußland zu erreichen trachtet, sucht der Arzt es dort, wohin er gestellt ist: in tätigen Wirken für seine Nächsten, für seine Ortstranten und die Berührungsten aus dem nahen Bergwerk. So führen ihre Wege, die sie gekreuzt haben, wieder auseinander und münden doch in der Unendlichkeit beide in Gott. — Jöbstl Wert importiert durch die stärkste Konzentration auf das Wesentliche. Die Umwelt ist nur silhouettenhaft umrissen, weniglich die um die Hauptperson gruppierten Menschen, wie es sich bei Jöbstl von selbst versteht, ist gar charakteristischer und kontrastierter. Der Roman importiert auch durch die Geschlossenheit seines Aufbaus, durch den glutvollen inneren Rhythmus, durch feinen lapidaren Stil und — was dieses Werk vor allem bedeutend macht, — durch seinen geistvollen und gedankentiefen Dialog. Jöbstl istgenit uns damit ein bisheriges Dokument unserer Zeit von hinreichender Kraft und nachhaltiger Wirkung. Wer unsere ändernde Gegenwart besser verstehen will, lese den „Kreuzweg“.

Dr. Fritz Gieseler, Berufspsychologie und Arbeitslehre. Ein Beitrag zur pädagogischen Gegenwartsfragen. (Schriften für Lehrerfortbildung Bd. 30.) Leipzig-Brug-Verlag 1921. Schulwissenschaftlicher Verlag A. G. a. S.

In der vorliegenden Berufspsychologie weist der bekannte halleische Psychologe auf die veränderten Beziehungen zwischen Berufspsychologie und Schule hin, soweit das Berufsproblem der Schüler in Betracht steht und die neuzeitliche Form der Arbeitsanstalt ausgewertet werden kann. — Das Buch handelt über die Arbeit als Lebensform und schulpädagogisches Problem, vom „Technischen Typus“, der pädagogischen Vorbildung der Arbeitshand, erörtert berufspsychologische Epäntnitionen der Jugendlichen, schildert eingehend die Methodik berufsanfängerischer Vorbereitung im System der Arbeitspädagogik hinsichtlich der Frage von Klassen- oder Einzelprüfungen und im Kreis der höheren Scholastik. — Ein Schlußkapitel behandelt die sehr eigenartige Beziehung des „Berufsklassen“ der arbeitenden Bevölkerung zu den Entlohnungsfragen. Besondere Literaturangaben beschließen die interessanten Berufspsychologie, die in beachtenswerter Weise Berücksichtigung nächster Praxis die freigelegte Kultur- und sozialpsychologischer Fragen durch den Verfasser vertritt. Aus diesem Grunde kommt die Schrift nicht nur für Psychologen, für Lehrer, als für alle in Betracht, die an den Fragen des Berufs, der Arbeit, die Wiedererfassung selbständiger: Kerne Geistliche, Volkswärter, Eltern und Berufsberater.

Soll in Not. Von Dr. Edmund Ruedorff. Weidmannsche Buchhandlung, Berlin 1921.

Hans Holbein. Von Kurt Fikler. Spöck-Verlag, München, Hofstraße 14.

Hans Holbein der Jüngere ist eine der außerordentlichsten Erscheinungen der Kunstwelt. Alle kennen seinen Namen, aber die meisten haben nur eine recht allgemeine Vorstellung von ihm. Man sehe sich auf dem farbigen beigegebenen Selbstbildnis die kraftvollen Gesichtszüge und die eindringliche Haltung an, und man wird fühlen, warum gerade dieser Meister das unentgeltliche Anrecht mit einer Kraft, Ehrlichkeit und Beweiskraft wiedergeben konnte, wie keiner vor oder nach ihm. Selbst das Bildnis irgendeines Unbekannten, von Holbeins Hand nachgezeichnet, läßt vor dem Bewußter die herrliche Bewegtheit und Ruhe des Menschenalters entleeren. Man kennt Künstler seit einigen Jahren als den Schilderer anderer Künstlerpersönlichkeiten (Dirck, Rembrandt, Segers, Bruegel, Marceus, Schaff) und kennt seine feinen, nachahmende Art, die es ihm gestattet, die künstlerische Fähigkeit zu verdeutlichen. Man kennt auch seine schöne Sprache, die seine Darstellungen zu überaus genuinischer Bekraft machen. Holbein ist ein Thema, in dem der Künstler seine Bewegung offenbar noch deutlicher beweisen kann als früher. Denn dieselbe Einfühlung, die Holbein das menschliche Anrecht in dem Pinself lebendig wiedergeben befähigt, erweist Fikler an seinen lebendigen literarischen Künstlerporträts. Darum ist Holbeins Holbeinbild die in das Wesen des Meisters am besten einführende Arbeit, die wir besitzen.

Zu beziehen durch die
Goethe-Buchhandlung Halle a. S., Gr. Ulrichstraße 63, Fernruf 4520 u. 1630.

besitzt geschrieben steht, — mit einem Werkmeister, wenn ich mir erlauben darf, Ihnen das zu sagen, Herr Tunkte!“ Und er verbreitete sich ausführlich über die näheren Eigenschaften des besagten Bräutigams, über die äußeren sowohl wie über die inneren.

Die inneren, die stilligen sozjagen, ergaben sich aus der Tatsache, daß der Mann Werkmeister war, ganz von selbst. Oder hatte es je einen Werkmeister gegeben, der es mit seiner Braut nicht ehlich meinte? Werkmeister, die die Heirat verprechen, betreten auch, und zwar immer die, bei die die Heirat verprechen. Und was die äußeren Eigenschaften jenes vorerzählten Mannes betraf, so war nur zu sagen, daß —

„Ja, ja, nur soviel, Herr Tunkte: der Mann steht sojar an Wochentag im Zylinder! Und der Mann kommt nicht in Reußlin, der Mann wohnt im Westen. Drei Zimmer hat der Mann in einer ersten Etage, und die rechten Möbeln, die war da drin stehen, die sechsen ihm! — Achnücht's Tobias, Herr Tunkte?“

O ja, Tobias Tunkte genügte das vollumf. Er lächelte sonderbar, und er lächelte keineswegs neidisch. Emil Knebel wurde unruhig. Wollte der ihn, der reiche Tobias Tunkte, der Schnaps-Tunkte, etwa verpöten? „Knebel“, sagte Tobias Tunkte, und seine Stimme hatte einen Ton, dessen erste Eindringlichkeit Emil Knebel unumgänglich überhören konnte, „da sind Sie man an Ihrer Sult!“

„Wie meinen Sie det, Herr Tunkte?“
„Wie ich das meine? Sehr einfach. Ich frage Sie nur: Sind Sie schon wochentags mal im Zylinder dahingezogen?“ — „Ne.“

„Ich auch nicht, und ich könnte mich das schließlich leisten. Ein Werkmeister aber — verstehen Sie mich, Knebel? —, der kann sich das nicht leisten. Und leitet er sich's doch, dann ist er eben kein Werkmeister, sondern was anderes. Ob was Outes, das möchte ich bezweifeln.“
„Er ist hier richtige Werkmeister“, beharrte Emil Knebel in seiner vorgelegten Meinung. „Werkmeister, die das sehr gut bezahlt sind...“

„Mag sein. Im Westen wohnen die aber auch nicht, am wenigsten in einer ersten Etage, in einer Junggelellenswohnung, die sie sich selber möbiert haben.“ — „Wir scheint, Knebel, Sie sind auf den Kopf gefallen. Gehen Sie doch mal hin in die Wohnung Ihres vermeintlichen Schwiegerohnes und erkundigen Sie sich, was es für eine Bewandnis mit ihm hat. Ich glaube, Sie werden da Ihr blaues Wunder erleben.“

Emil Knebel war das, was man „beteppert“ nennt, hütete sich aber, das zu zeigen. Wie gesagt, er hatte seinen Stolz. Und Herr Tobias Tunkte, wenn er auch noch so reich war, sollte es nicht gelingen, ihn zu brechen.

„Ich glaube“, murkte er beleidigt, „Sie können bloß bei Tunkte ihr Glück nicht.“

Tobias Tunkte lachte. „Wer ist es denn gewesen, der für die Gulte immer eingetreten ist, wenn alle anderen auf ihr herumgehacht haben?“

„Det ist schon wahr“, murkte Emil Knebel und war mit einem Male im höchsten Grade unruhig. „Sie offer Narr“, fuhr ihn Tobias Tunkte mit gutmütiger Grobheit an, „gehen Sie denn mit aller Macht davon aus, sich von irgend einem Dummen reinlegen zu lassen?“ — „Stillfried, wissen Sie, das war nach einer, der Ehe im Leibe hatte. Wenn er auch ein Junge mit Geld ist!“

Emil Knebel richtete sich drohend auf und sah seine Kante. „Det wenn ich wühte“, murmelte er, „ich würde —“

Tobias Tunkte verlegte ihm einen Schlag auf die Schulter. „Rück da, offer Freund, — doch keine Heberelung! Knebel! Kaltes Blut! Zehn Sie man in aller Stille Ihrem eleganten Werkführer nach und sehn Sie, was mit ihm los ist! Und dann kommen Sie zu mir!“
Es ist doch sonderbar, daß keine Leute, selbst wenn sie das Schicksal einmal begünstigt, im Grunde doch immer keine Leute bleiben. So klein wie in diesem Augenblick hatte sich Emil Knebel noch nie zuvor gefühlt, und so imponierend groß war ihm noch nie zuvor ein Mensch

erschienen wie eben der reiche Tobias Tunkte. All sein Selbstbewußtsein war plötzlich verlogen, und die runden Eindrücke auf dem roten Büchselfeile, auf dem der schwarze Schnapsbrenner geistlich hatte, dünkte ihn etwas, das er eigentlich heilig halten mußte.

„Et war mit mir eine große Ehe, Herr Tunkte.“ — „Verabschiedete er sich, und was den Herrn Stillfried betrifft, so wünsche ich Ihnen, — so wünsche ich doch Herrs Aman det Allerbeste!“

„Das wird sich schon finden“, sagte Tobias Tunkte. „Und Herrn Wäbel, Knebel, Ihrer Güte, — der wäshen Sie mal gehörig den Kopf!“

„Was ich“, nickte Emil Knebel, „da druf können Sie sich verlassen!“

Wozu hat man denn Freunde, wenn nicht dazu, daß man sich ihnen gegenüber ausdrückt? Was das Herz voll ist, des Necht der Mund füllt. Und da Outes Herz überall war, so fand sie eine Erleichterung darin, zu reden.

Doktor Moier beschränkte sich daran, zuzuhören. Er sah zu diesem Zwecke in dem bequemen Kubeljeit seiner mehr als behaglich eingerichteten Junggelellenswohnung und rauchte eine Zigarette nach der anderen. Dazwischen trank er zu seiner Beruhigung dann und wann einen Schnaps.

„Sind Sie nun endlich fertig?“ fragte er.

„Ja.“

„Und wollen Sie meine Meinung hören?“
Selbstverständlich, das wollte Outes. Man bezieht doch nicht, wenn man nicht wünscht, Absolution zu erhalten. Und die Absolution sollte in diesem Falle zugleich ein Trost sein. Die tröstliche Versicherung, daß sich alles noch zum Guten wenden würde, wie am Schluß brauer

und spannerder Momente.
„Also“, sagte Doktor Moier, indem er eine neue Zigarette in Brand setzte, „ich konstatiere, daß Herr Stillfried ein großer Esel ist.“

(Fortsetzung folgt.)